

DIALOG

Forum für Miteinander im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg

2/2007

FUNDRAISING

MEHR ALS GELD SAMMELN





Es geht um mehr als Geld, es geht um die Menschen.

Die neue Stabsstelle Fundraising stellt sich vor

„Stabsstelle Fundraising“. Gerne würden wir anders heißen. Fundraising spricht sich nicht leicht, lässt sich nur schwer übersetzen und der Begriff verärgert regelmäßig Menschen, denen die deutsche Sprache am Herzen liegt. Leider gibt es außer „Mittelbeschaffung“ kein deutsches Wort. Der englische Begriff bezeichnet die systematische Kommunikation zur langfristigen Sicherung von Sponsorengeldern, Stiftungen, Vermächtnissen, Zeit-, Sach- und Geldspenden.

Impuls von Erzbischof Zollitsch

Schon im Jahr 2004 regte Herr Erzbischof Zollitsch im Ordinariat an, das Thema Fundraising aufzugreifen. Schnell stellte das Ordinariat einen Kontakt mit dem Bistum Hildesheim her. Hildesheim hatte 2000 als das erste deutschsprachige Bistum die Bedeutung des Themas Fundraising erkannt und das heutige Fundraisingbüro Bistum Hildesheim gegründet. Vor dem Hintergrund der Hildesheimer Erfahrungen gab das Erzbistum 2005 eine Expertise in Auftrag, die ein Jahr später zu der Entscheidung der Bistumsleitung führte, die Stabsstelle zu gründen.

Fundraising als Weiterentwicklung des Spendenwesens

Kirchengemeinden und ihre Pfarrer haben schon immer erfolgreich Spenden gesammelt und ihre Kontakte und ihr Kommunikationstalent dafür genutzt. Diese Spendenprojekte waren und sind aber ganz oft nicht nachhaltig. Wenn das notwendige Geld für das Projekt beisammen ist, werden die Kontakte zu den Spendern häufig nicht weitergepflegt. Bei einem nächsten Projekt fängt die Spendersuche wieder von vorne an. Oder: Welche Kirchengemeinde, welcher Verband versucht systematisch, Erst- und

Einzelspender zur Zweit- Dritt- und Mehrfachspende zu motivieren? Oder regelmäßige Spender systematisch für ein größeres Engagement zu begeistern?

An diesen Beispielen wird der Unterschied zwischen Spendenprojekten, wie sie üblich sind, und systematischem Fundraising deutlich. Das Ziel des Fundraisings: langfristige Beziehungen zu Spendern aufzubauen und zu pflegen. Erst dann kann eine Organisation mit ihren Spendern rechnen, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Erst dann sind Spenden eine kalkulierbare Einnahmequelle. Fundraiser kennen ihre Spender und planen schon jetzt, wie viele Spenden-Euro sie in der Weihnachtszeit des nächsten Jahres sammeln werden.

Die Aufgaben der Stabsstelle

Die Stabsstelle soll helfen, das kirchliche Spendenwesen zu Fundraising weiterzuentwickeln. Daraus ergeben sich vier Aufgabenbereiche:

1. Fundraising-Beratung von Kirchengemeinden und Einrichtungen der verfassten Kirche bei Spendenprojekten,
2. Aufbau des zentralen Fundraisings zur zusätzlichen Finanzierung der pastoralen und caritativen Arbeit im Erzbistum,
3. Information, Aus- und Weiterbildung der Haupt- und Ehrenamtlichen zu allen Themen des Fundraisings,
4. Aufbau einer innerkirchlichen Kultur des Dankens und der finanziellen Transparenz im Umgang mit den Spendern, wie sie für eine spendensammelnde Organisationen notwendig ist.

Fundraising ist Leitungsaufgabe

Mit der Gründung einer Stabsstelle betont die Bistumsleitung: Fundraising ist Leitungsaufgabe. Zum einen hat eine solche Querschnittsaufgabe ohne enge Abstimmung mit Herrn Generalvikar Dr. Keck kaum eine Chance auf Erfolg. Um diesen Erfolg zu sichern, setzt die 2005 gegründete „Steuerungsgruppe Fundraising“ mit Generalvikar Dr. Keck, Domdekan Sauer, Monsignore Schroff und Oberrechtsdirektor Baumgartner ihre Arbeit auch künftig fort.

Zum anderen sind die Bischöfe und Führungskräfte des Erzbistums selber wichtige Akteure des Fundraisings. Erfolgreiche Großspendenwerbung zum Beispiel lebt davon, dass potentielle Großspender mit der Bistumsleitung „auf Augenhöhe“ ins Gespräch kommen.

Ohne Zusammenarbeit kein Erfolg

Fundraiser sind in allen Organisationen im hohen Maß auf die Kooperation mit den anderen Abteilungen und Referaten angewiesen. Unsere Aufgabenliste für die nächsten Monate führt es vor Augen: Bei fast allen Aufgaben, die wir zu bewältigen haben, sind wir auf die enge Zusammenarbeit mit vier oder mehr anderen Abteilungen, Referaten oder Gremien angewiesen. Und: Fundraising bringt auch Anforderungen an viele andere Teile des Ordinariates mit sich. Nicht weil unsere Aufgabe besonders wichtig wäre oder weil sich Fundraiser von berufswegen gerne in alles einmischen, sondern weil Fundraising immer die ganze Organisation betrifft. Ohne die aktive Unterstützung der Kolleginnen und Kollegen im Ordinariat und im Seelsorgeamt kann die Stabsstelle ihre Aufgaben nicht erfolgreich bewältigen.

Für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gibt es eine zusätzliche Herausforderung. Die Bistumsleitung hat die Stabsstelle zunächst für fünf Jahre auf Probe gegründet. Schon 2011 entscheidet sich, ob Fundraising im Erzbistum eine Zukunft haben wird.

Fundraising als pastorale Aufgabe

Herr Erzbischof Dr. Zollitsch hat betont, dass er Fundraising zuallererst als pastorale Herausforderung sieht. Wie können die Menschen, zu denen wir als Kirche bisher keinen Kontakt haben, so für die Arbeit der Kirche begeistert werden, dass sie freiwillig von ihrem Geld abgeben? Wie kann es gelingen, Menschen, die keine Kirchensteuer zahlen, zu aktivieren, auch finanziellen Unterstützern der Kirche zu machen?

Erfolgreiches Fundraising für Kirche muss auf diese Fragen immer wieder neue Antworten finden. Fundraising eröffnet neue Wege. Etwa wenn der Erzbischof Kirchenmitglieder persönlich anschreibt und um ihre aktive Unterstützung bittet. Für ganz konkrete Projekte. Direkt vor Ihrer Haustür. Eine beeindruckende Chance, Menschen anzusprechen, Engagement der Kirche bekannt zu machen und Menschen zu gewinnen.

Innerkirchliche Konkurrenz

Bleibt das Problem der Konkurrenz. Wäre es nicht besser, den Hilfswerken, der Caritas, den Kirchengemeinden das Spendensammeln zu überlassen? Der drastische Ausdruck „innerkirchlicher Kannibalismus“ bringt es auf den Punkt. Schadet sich Kirche nicht selber, wenn jetzt jeder mit jedem konkurriert? Kirche mit Caritas, Caritas mit Bischöflichen Hilfswerken, Erzbistum mit Kirchengemeinde, Kirchengemeinde mit Verband,

Jugendgruppe mit Kirchenchor. Die Gefahr ist real, denn der Spendenkuchen wächst nur begrenzt. Neue Spender, andere Spender anzusprechen löst den Konflikt am Ende auch nicht.

Das Erzbistum hat hier klare Position bezogen: Die Kirchengemeinden sollen bei ihren Spendenprojekten unterstützt werden und Fundraising einführen. Und: Die geplanten bistumsweiten Fundraising-Maßnahmen sollen die lokalen Aktionen ergänzen. Ganz wichtig: Die Bistumsleitung hat entschieden, dass die Gewinne aus den Spendenaktionen nicht den Bistumshaushalt entlasten, sondern für die Arbeit vor Ort zusätzliche Möglichkeiten schaffen werden.

Solidarische Konkurrenz

Die Antwort des Erzbistums auf die Gefahr des innerkirchlichen Spendenkannibalismus lautet: Solidarische Konkurrenz. Die großen Hilfswerke machen es gerade vor. Zusammen werben sie bei ihren Spendern um Erbschaften. Wer ein eigenes Profil hat und den Spenderwillen akzeptiert, kann es sich erlauben, mit anderen zu kooperieren. Am Ende können alle gewinnen.

Wir müssen mehr miteinander reden

Am Ende gewinnen alle. Das ist leicht geschrieben. Bis es soweit ist, müssen noch einige über ihren Schatten springen. Wir müssen also miteinander reden, gerade über die kritischen Punkte. Konkurrenz ist einer, Ethik ein anderer. Wollen wir um Erbschaften bitten? Und wenn ja: Wie müssen wir darum bitten, um am Ende nicht als Erbschleicher dazustehen?

Die Einführung von Fundraising scheitert oft daran, dass der finanzielle Erfolgsdruck zu Lasten der notwendigen Diskussion und Meinungsbildung in der Organisation geht.

Auch die notwendige interne Information stellt das Erzbistum vor Herausforderungen. Wie können wir zum Beispiel sicherstellen, dass die haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht erst dann von einem Spendenbrief des Erzbischofs erfahren, wenn sie nach dem Gottesdienst von erbosten Gläubigen darauf angesprochen werden?

Die ersten 100 Tage

Am 9. Januar 2008 besteht die Stabsstelle offiziell 100 Tage. Im Augenblick laufen Vorbereitungen für die ersten zentralen Fundraising-Maßnahmen. Die Arbeit der Stelle ist durch den großen Bedarf an internen Absprachen und Kommunikation bis in die Seelsorgeeinheiten geprägt.

Nach der ersten Berichtserstattung im KONRADSBLATT meldete sich jeden Tag mindestens eine Gemeinde oder Einrichtung und bat um Beratung. Die Nachfrage zeigt: Die Zeit für diese neue Dienstleistung des Erzbistums war reif.

Sie stehen mit vielen Menschen und Initiativen im Erzbistum in Kontakt. Bitte informieren Sie uns, wenn Ihnen ein Projekt bekannt wird, vom dem Sie glauben, dass es das gute und oft hart verdiente Geld von Spenderinnen und Spendern wert ist.

Für Ihre kollegiale Unterstützung sagen Frau Mangold und ich Ihnen heute Dankeschön.

Udo Schnieders

Dieses Foto wurde bei der Gründung der Stabsstelle Fundraising im Thomas-Nörber-Saal aufgenommen.



GV Dr. Keck • Erzbischof Dr. Zollitsch • Herr Schnieders • Msgr. Schroff

Fragen und Antworten: Herr Schnieders im Gespräch

Am 7. November sprach Herr Schnieders mit der Redaktion des DIALOG-Heftes über die Fundraisingarbeit:

Redaktion: Herr Schnieders, vielen Dank dafür, dass Sie zu uns gekommen sind, und dass Sie bereit sind, unsere Fragen zu beantworten und auf Gerüchte einzugehen, die wir gehört haben. Unsere erste Frage lautet: Stimmt es, dass Geld von den Spendeaktionen nicht in den Bistumshaushalt fließen wird?

Herr Schnieders: Wenn die zentralen Fundraisingmaßnahmen durchgeführt werden, zum Beispiel mit einem Spendenbrief des Herrn Erzbischof, werden die Gelder nicht in den Bistumshaushalt fließen, sondern zeitnah an die Projekte weitergeleitet. Eine Idee ist, dass sich die Gemeinden mit ihren Projekten darum bewerben können, in den Spendenbriefen erwähnt zu werden, und dann wählen wir das Projekt, von dem wir glauben, dass es in einer bestimmten Region am meisten Spenden bringt, als Aufhänger für den Spendenbrief aus.

Alle, die sich beworben haben, bekämen dann eine Ausschüttung aus den Gewinnen. So wird es das Bistum Aachen machen. Wenn für die 72 Stundenaktion um Spenden gebeten würde, dann würde jede Pfarrei, die bei der Aktion mitmacht, anteilig am Spendengewinn beteiligt. Das Geld wird dem Willen des Spenders nach an Projekte vor Ort zugeführt. Wir können natürlich nicht Geld, zum Beispiel für Hospizarbeit, sammeln und dann das Geld von diesen Spenden in eine Pfarrei überweisen, die gar keine Hospizarbeit hat. Das wäre ja Veruntreuung. Wir überlegen gerade, wie das funktionieren kann. In einem anderen Bistum gab es Pfarrer, die von der Kanzel gesagt haben: „Wenn der Bischof wieder schreibt, gebt nichts, gebt es lieber uns hier vor Ort. Mit unserem Verteilungssystem wollen wir das vermeiden.“

Redaktion: Dann wird es nicht soweit kommen, dass wir unsere Arbeit als Projekt definieren müssen, damit Geld für uns dann gesammelt wird.

Herr Schnieders: Nein. Das wäre so ähnlich, als würden Pfarrer sagen: „Sammeln Sie mir bitte Spenden für den laufenden Unterhalt der Toiletten in der Kirche.“ Dafür spendet keiner.

Meine große Sorge: Können wir Projekte finden, die für alle Menschen im Erzbistum von Interesse sind, zu denen viele Kirchenmitglieder sagen

können, ja, das unterstützen wir. Die 72-Stunden-Aktion böte sich an, weil sie flächendeckend eingeführt ist. Im Bereich „Eine Welt“ würde sich Peru anbieten. Andere pastorale Initiativen, die flächendeckend da sind, und wirklich erfolgsversprechend scheinen, springen mir noch nicht ins Auge. Haben wir Projekte, die das gute Geld des Spenders wert sind? Diese Frage höre ich in diesen Tagen oft.

Redaktion: Welche Themen würden sich denn nun eignen?

Herr Schnieders: Pastorale Arbeit mit Kindern und Jugendlichen ist ein Thema, das viele ältere Menschen interessiert. Ältere Menschen ab 70 sind die Menschen, die am großzügigsten spenden. Ein kleiner Teil dieser Zielgruppe würde sich auch für den Priesternachwuchs interessieren, aber dafür haben wir Geld. Deshalb überlegen wir an der Idee, einfach alle Institutionen, auch Kirchengemeinden aufzufordern: „Wenn ihr ein Projekt habt, von dem ihr glaubt, dass es sich für einen Spendenbrief des Erzbischofs in Eurer Region eignet, weil es für die Spender attraktiv ist, dann schlagt es bitte vor!“ Wir würden dann aus diesem Ideenpool die Projekte auswählen.

Redaktion: Man hat das Bildungshaus Schloss Weiterdingen geschlossen. Wäre das auch ein Projekt gewesen, wo man Fundraisinggelder hätte einsetzen können, weil das für die Zielgruppe Jugend wäre?

Herr Schnieders: Fundraising für ein Bildungshaus... Das ist nichts für eine breit angelegte Aktion. Menschen spenden nicht gerade für Gebäude. Die große Ausnahme sind die eigene Kirche, oder Gebäude, wie hier in Freiburg das Augustinermuseum oder das Münster. Für zentrale Spendenprojekte müsste die Ansprache dann eher lauten: „Wir wollen Jugendlichen Orte im Bistum schaffen, wo sie Glauben erfahren, Leuchttürme des Glaubens für die Jugend schaffen. Und ein wichtiger Leuchtturm ist das Bildungshaus ‚XY‘.“ Aber zu sagen: „Gebt Geld, weil wir ein Defizit haben“ oder „Gebt Geld, weil es sich sonst nicht rechnet“ schafft keine gute Motivation. Da würde ich nichts geben und Sie auch nicht. Menschen geben Geld, weil sie etwas verändern, bewegen wollen.

Redaktion: Wenn Fundraising dann mal anläuft, sind wir auch alle, wenn wir Sie richtig verstanden haben, Herr Schnieders, gefragt. Wir wissen, dass jetzt noch Mitarbeiter für die Stabsstelle Fundraising gesucht werden. Warum nehmen Sie keine erfahrenen Mitarbeiter unseres Hauses für Ihre Stabsstelle, sondern suchen externe Leute? Sie vertun doch die Chance, Ihr Fachwissen mit den Kompetenzen unseres Hauses zu verbinden.

Herr Schnieders: Ich würde gerne das Fachwissen der Mitarbeiter im Haus und im Bistum mit dem Fachwissen der Fundraiser verbinden. Aber dafür ist es noch zu früh. Das Erzbistum erwartet von uns vom ersten Jahr an Erträge, wie sie eigentlich nur professionelle Fundraiser erwirtschaften können. Ich habe schon Mitarbeiter zu Fundraisern entwickelt; der Erfahrungswert ist, dass es zwei bis zweieinhalb Jahre dauert, bis jemand das Kunsthandwerk Fundraising beherrscht. Wir müssen aber vom ersten Tag an Gewinne erwirtschaften - Fundraising macht sonst keinen Sinn. Deshalb hat die Bistumsleitung entschieden, Leute vom Markt, die Erfahrung haben, einzustellen. Stellen Sie sich vor, der Erzbischof schreibt 250.000 Briefe und handwerklich wird etwas falsch gemacht. Dann hätte der Herr Erzbischof ganz persönlich zweihundertfünfzigtausendmal Gläubige vor den Kopf gestoßen oder im günstigsten Fall sich nur blamiert. Wir brauchen einfach Leute mit Erfahrung.

Oder aber, das ist die andere Variante, die Bistumsleitung sagt, wir nehmen Abstand von unseren Gewinnerwartungen, die Stabsstelle Fundraising kriegt einfach drei Jahre mehr, bevor sie die Gewinne erbringen muss. Dann könnte ich es für die zentralen Fundraisingmaßnahmen mit Kolleginnen und Kollegen, die geeignet sind und wirklich noch einmal einen neuen Beruf erlernen möchten, ausprobieren.

Die Frage ist: „Was tun, wir wenn wir die Leute zum Zeitpunkt X nicht finden?“ Im Augenblick geht das noch, weil ich mein Engagement an die Belastungsgrenze erhöhe. Das erwartet man auch zu Recht von mir, aber das wird spätestens Anfang Januar kippen. Spätestens dann müssen wir die interessierten Pfarrgemeinden auch beraten können.

Redaktion: Selbst der allerbeste Fundraiser der Welt ist, wenn wir Sie richtig verstanden haben, immer nur so gut, wie seine Projekte. Sie können ja aus einem lauwarmen Projekt kein heißes Eisen machen.

Herr Schnieders: Ein Beispiel: Das kälteste Projekt, das ich jemals hatte, war „Wir brauchen 100.000 Euro für die Sanierung der Kellerräume der Katholischen Hochschulgemeinde.“ Das war ein unmögliches Spendenprojekt. Wer gibt Geld zur Grundsanierung von Kellerräumen? Wir haben dann einen Tag lang zusammen gesessen und überlegt: „Was wollt ihr mit den Räumen?“ Die Ideen: für Menschen Treffpunkte anbieten, Räume, wo Künstler proben könnten, Begegnungsräume für ausländische Studierende. Die Lösung: Wir gründen das erste multikulturelle Zentrum in der Stadt. Voraussetzungen für das multikulturelle Zentrum sind Räume. Wir haben also für die Idee der multikulturellen Begegnung Spenden gesammelt. Das hat geklappt.

Redaktion: Was heißt genau die Fünfjahres-Erprobungsphase? Stehen Sie und Ihre Mitarbeiter unter dem Zwang, einen zählbaren Erfolg nachweisen zu müssen?

Herr Schnieders: Ja, es ist sogar so, dass das Erzbistum die Kolleginnen und Kollegen eigentlich nur für fünf Jahre anstellen möchte. Ich bin nicht befristet angestellt, weil ich vermitteln konnte, dass ich in unkündbarer Stellung mit 47 nicht ein solches Risiko eingehen kann. Wenn Fundraising im Erzbistum scheitern würde, zum Beispiel, weil das Erzbistum einfach noch nicht soweit ist, stünde ich mit 52 Jahren als potentieller Langzeitarbeitsloser da.

Das Controlling, das im Ordinariat eingeführt werden soll, gilt für uns ab dem 1.1.2008. Auch die Kosten dafür, dass wir die Gebäude, die Möbel, die Heizung nutzen, werden in die Kosten-Nutzen-Betrachtung unserer Arbeit eingerechnet. Was für alle gedacht ist, wird bei uns schon angewendet.

Redaktion: Aber dann wäre indirekt der Bistumshaushalt doch entlastet, wenn die Heizung schon mitgezahlt wird.

Herr Schnieders: Nein. Dazu hat es eine Leitungsentscheidung gegeben. Die Aufbaukosten sollen - Fundraising ist am Anfang teurer - nicht zu Lasten der Spendenprojekte oder zu Lasten des Spenderwillens umgelegt werden. Für die Erfolgsbewertung gibt's beinahe eine Vollkostenrechnung. Aber, auf die Spendererträge wird nur eine Kostenpauschale, die deutlich unter dem ist, was das DZI vorsieht, umgelegt. Wenn wir einen Spendenbrief schreiben, sollen möglichst hohe Gewinne ausschüttet werden. Aber gleichzeitig sollen die Gemeinden auch nachvollziehen, dass Fundraising etwas kostet. Die Spendererträge abzüglich der Kostenpauschale werden an die Spendenempfänger weitergeleitet werden, aber für die interne Leistungsbewertung zählen die Vollkosten.

Redaktion: Ja, aber mit der Pauschale wäre dann auch noch ein Stück weit der Versuch die Personalkosten, reinzubringen ...

Herr Schnieders: Ich sag's am Beispiel. Ein Spendenbrief erbringt hundert Euro. Dann ist im Augenblick vorgesehen, dass 15% als Kostenpauschale abgezogen werden, es würden also fünfundsiebzig Euro an das Spendenprojekt gehen. Und wenn der Spendenbrief aber de facto dreißig Euro gekostet hätte, würde die Differenz von fünfzehn Euro aus dem Bistumshaushalt subventioniert.

Redaktion: Ihr Gehalt ist nicht abhängig von den Einnahmen der Spenden, oder? Bekommen Sie ein festes Gehalt? Es gibt das Gerücht, Sie würden außertariflich bezahlt.

Herr Schnieders: Es ist gut, dass Sie das fragen, dann kann ich das Gerücht aufgreifen. Ich werde tariflich bezahlt und zwar nach BAT. Darauf hat das Ordinariat großen Wert gelegt. Das ist jetzt aber ein Problem beim Werben der anderen Mitarbeiter. Sie haben zum Teil Gehaltvorstellungen, die das Erzbistum einfach nicht bieten kann. Ich fahre übrigens auch keinen Porsche, wie ich gehört habe, sondern einen ...

Redaktion: Auch keinen Touran?

Herr Schnieders: Der Touran ist mir zu groß. Meine Frau und ich fahren einen Golf. Und auf Provision bezahlt werden, also dass Fundraiser an den Spendengewinn beteiligt werden - die Ethikrichtlinien des Deutschen Fundraising-Verbandes schließen das definitiv aus. Die Ethikrichtlinien, die wir bald für das Fundraising des Erzbistums verfassen werden, werden es auch nicht erlauben.

Redaktion: Die ganze Arbeit der Stabsstelle Fundraising wird ja getragen, unterstützt von der Leitung, von den Verantwortlichen hier im Haus. Wir sind auch alle, wie Sie sagen, aufgerufen zur Mitarbeit. Sie müssen jetzt eben nicht nur die Herzen der Spender erreichen, sondern auch die Herzen der Mitarbeiter. Was wollen Sie tun, wenn es sich herausstellt, dass die Stimmung hier im Ordinariat so schlecht ist, dass keiner Lust oder Energie dafür hat, sich aufzuraffen und Arbeit für die Stabsstelle Fundraising zu leisten, wenn die Leute sich jetzt schon auf „Dienst nach Vorschrift“ eingestellt haben?

Herr Schnieders: Ich verstehe die Frage jetzt so, dass die Stimmung nicht so ist, weil die Stabsstelle gegründet würde, sondern weil sie ohnehin so ist. Der Zeitpunkt ist, glaube ich, wirklich schwierig. Es ist ja nicht nur eine Vermutung, dass viele Mitarbeiter der Neuerungen und der subjektiv empfundenen Ungewissheit überdrüssig sind. Dennoch, wie das Haus auf uns zugegangen ist, von der Mitarbeitervertretung angefangen, die mich jetzt auch eingeladen hat, oder wie wir jetzt miteinander umgehen - häufig kritisch, aber durchgängig wohlwollend.

Ich merke schon, dass die betroffenen Abteilungen, wenn sie erfahren, was Fundraising an Arbeit bedeutet, „Hoppla!“ sagen. Ein Beispiel. Wenn der Herr Erzbischof die Spendenbriefe schreibt, werden wir eine Servicetelefonnummer angeben müssen. Viele Empfänger werden - denken wir - das Bedürfnis haben, sich zu erkundigen oder zu beschweren. Wie

sollten Frau Mangold und ich die Servicehotline dann alleine bewältigen? Klar, dass ich auf Herrn Frank und Frau Dr. Rapp zugehen und fragen werde „Welchen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Haus trauen Sie zu, sich für die Kirche hinzustellen und sich stellvertretend für den Herrn Erzbischof am Telefon die Kritik anzuhören?“ Selbstverständlich kann diese Aufgabe nur freiwillig übernommen werden. Ein Call-Center einzukaufen, würde heißen, dass Menschen am Telefon Rede und Antwort stehen, die gar nicht von der Kirche überzeugt sind. Können wir uns das leisten?

Bei den Anrufen werden die MitarbeiterInnen mit Headset am Rechner sitzen und die Beschwerde gleich erfassen. Wenn jemand sagt: „Ich will, dass Sie mich nie wieder anschreiben“, sollte er am übernächsten Tag einen Brief bekommen, in dem steht: „Wir haben die Beschwerde zur Kenntnis genommen, und wir haben folgende Schritte veranlasst ...“ So können wir aus einer ungünstigen Kommunikationssituation eine günstige machen. Das sind Herausforderungen, die mit der Entscheidung Fundraising zu machen, auf das Ordinariat zukommen. Für Dienstleister ist das heute selbstverständlich.

Redaktion: Die Spender sollen betreut werden, mit Dankesbriefen, etc. Wer betreut letztlich die Mitarbeiter? Sind Sie dafür dann auch zuständig, oder geht es über Ihre Aufgabe hinaus?

Herr Schnieders: Für diese Frage bin ich der Falsche. Betriebskultur, Personalführung und Personalentwicklung gehören nicht zu meinen Aufgaben. Als Fundraiser interessiert mich der Umgang mit ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Für mich sind Ehrenamtliche „Zeit-Spender“. Um diese Menschen müssten wir uns anders bemühen. Bei der Hannoverschen Landeskirche zum Beispiel ist der Fundraiser auch explizit für Ehrenamtliche zuständig.

Redaktion: Sie sind der einzige Profi hier, was Fundraising betrifft. Die Leute, die nachher am Telefon sitzen und die erbosten Anrufe annehmen müssen, werden sie dann von Ihnen vorher geschult, damit sie wissen, was sie sagen sollen?

Herr Schnieders: Das kann ich nicht. Wenn Mitarbeiter sich für das Beschwerdetelefon zur Verfügung stellen, müssen sie selbstverständlich geschult werden, und zwar von Profis. Ich halte es auch für selbstverständlich, dass die Kolleginnen und Kollegen nicht vereinzelt in ihren Büros sitzen und das Servicetelefon neben ihrer anderen Arbeit machen. Klar, dass es Rückendeckung braucht. Die Kolleginnen und Kollegen, die das machen, müssen die Möglichkeit haben, zu sagen, „Ich verbinde Sie

gerne weiter, Herr ‚X‘ kann Ihnen besser helfen.“ Die Führungskräfte müssen auch bereit sein, bestimmte Telefonate entgegen zu nehmen, um der Menschen willen, des Service willen und um der Entlastung der Kolleginnen und Kollegen willen. Und ich bin sicher, dass Herr Generalvikar Keck, wenn die erste Welle vorbei ist, bei den Mitarbeitern am Servicetelefon vorbeischaut. Vielleicht bringt er ja einen Sekt mit.

Im Ernst: Fundraisingprojekte sind schon gekippt, weil man auf den ersten Beschwerdeanruf nicht vorbereitet war. Es gab keine Service-Telefonnummer, die Beschwerde landete bei der Führungskraft und erwischt sie auf dem falschen Fuß. Wegen einer Beschwerde, die massiv war, hieß es dann, Spendenbriefe sind nichts. Dass die Spenden gekommen sind, und dass 99,5% sich nicht beschwert haben, darauf hat in der Führungsetage dann keiner mehr geachtet. Das sind die Fallstricke, die es gibt.

Redaktion: Sie haben vorhin gesagt, Kritik und Wohlwollen, das ist die Spannung, in der Sie jetzt stehen. Wir haben kritische Fragen, aber natürlich auch Ihnen persönlich gegenüber das Wohlwollen für einen neuen Mitarbeiter. Was kann jetzt getan werden, um dem Fundraising einen guten Boden zu bereiten? Können Sie mal Beispiele nennen?

Herr Schnieders: Als Beispiele fallen mir zunächst die Gespräche ein, bei denen Kolleginnen gesagt haben, „Also, Herr Schnieders, sagen Sie mal ...“, „Macht Fundraising Sinn?“ oder „Welche Projekte?“ oder „Wir haben da ein Projekt, wäre das was...?“ haben mir weitergeholfen. Zum Beispiel haben die Dekane bestimmte Überlegungen sehr kritisch kommentiert, fast abgeschmettert. Daraus ist eine Diskussion entstanden und am Ende war dann eine Idee da, die besser war als vorher. Es geht nur miteinander. Reden Sie mit uns, gerade dann wenn Sie anderer Meinung sind. Meine Befürchtung ist, dass es im Haus noch eine Kultur des Nebeneinanders gibt. Und: Mich erreichen auf dem Gerüchteweg manchmal Kritiken. Ich fände es gut, wenn man mir Kritik direkt sagt.

Redaktion: Ja, jetzt geht es dann einfach um Fundraising als Teil des pastoralen Handelns. Pastorales Handeln heißt dann nicht allein Geld für Personen, Geld für Hilfsbedürftige, für Bedürfnisse, die man halt in der Pfarrgemeinde hat, es gilt für alle Bereiche, auch im Bereich Bau.

Herr Schnieders: Wenn wir in den Kirchengemeinden beraten, geht's in der Regel um Baumaßnahmen. Dafür sammeln wir nicht zentral, sondern wir fahren vor Ort und beraten die Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen, wie sie ihr Fundraising professionell durchführen können. Herr Erzbischof Zollitsch meint aber, wenn er von Fundraising als Pastoral redet, noch

etwas anderes. Ihm geht es um die Kommunikation. Wenn wir Menschen anschreiben, wenn wir mit Menschen in Kontakt treten, von der Arbeit der Kirche berichten, wenn wir vermitteln, wir machen tolle Projekte und gute Arbeit, wir helfen da in der Not, dann wirbt das für Kirche.

Redaktion: Die Chance, über Fundraising Menschen einfach mit Kirche, mit kirchlichen Projekten, in Berührung, in Kontakt zu bringen ...

Herr Schnieders: Das ist die Chance von Fundraising. Fundraising bietet aber auch für die Kirche, die Fundraising betreibt, um des Erfolges willen den Anlass in der internen Kommunikation mit den Mitarbeitern andere Wege zu gehen als bisher. Das wäre mein Appell an die Leserinnen und Leser von DIALOG: Gucken Sie ganz eigennützig, welche Chancen die Einführung von Fundraising Ihnen für Ihre Arbeit ermöglicht.

Redaktion: Wie wird man Fundraiser? Kann man das pauschal sagen?

Herr Schnieders: Also, früher sind die meisten Leute als Quereinsteiger aus anderen Berufen Fundraiser geworden. Sie wollten gute Ideen verwirklichen und es gab kein Geld. Heute ist es so, dass Interessierte Fundraising studieren können, entweder in der Schweiz oder an einer Fundraising-Akademie. Die Absolventen werden vom Stand weg engagiert. Es ist ein boomender Markt. Fundraising ist eine Mischung aus Handwerk und Kunst. Ob jemand ein guter Fundraiser wird, ist auch eine Frage der Persönlichkeit und des Talents.

Redaktion: Fundraising ist einfach mehr als Spenden sammeln, was wir jetzt gemerkt haben. Spannend wäre jetzt die Frage, ob man auch Fundraising machen könnte, so ein Projekt im Ordinariat, ob man auch für die Mitarbeiter im Ordinariat Ansprüche benennen dürfte für ein Projekt, für kollegiale Zwecke, für die Dienstgemeinschaft schlechthin.

Herr Schnieders: Klar, wenn zum Beispiel die Mitarbeitervertretung des Ordinariats ein Projekt definiert, kann sie zu uns kommen. Wir müssten dann überlegen, ob das Projekt das gute Geld des Spenders wert wäre. Prüfkriterium wäre als Erstes: „Sind Sie bereit, selber dafür zu spenden?“ Wenn die Initiatoren dann schon „Ne“ sagen, bräuchten wir keine Arbeit zu investieren.

Danke für die Möglichkeit zum Gespräch.

Umsturzversuche in der Kirchenverwaltung

Sittengeschichte der Hohen Freiburger Kirchenbehörde – Folge 8

Es war einmal vor langer Zeit, als die Welt noch in Ordnung und überhaupt alles viel besser war, also lange vor der nunmehr vorletzten Ordinariatsreform, da bestand die oberste Verwaltung der Erzdiözese Freiburg aus zwei Behörden: Neben dem Ordinariat gab es zugleich auch die Erzbischöfliche Finanzkammer. Diese hatte ihren Sitz zwar im Ordinariatsgebäude, führte aber ein ausgeprägtes Eigenleben, das sich in Überresten wie der oberen Registratur oder der Montagssitzung bis heute erhalten hat. Noch immer soll es im Ordinariat Menschen geben, die sich aus persönlicher Anschauung an diese wundersame Einrichtung erinnern können. Noch viel früher, also in jener grauen Vorzeit, über die die Geschichte schon längst den Schutzmantel des Vergessens gebreitet hat, hieß diese Behörde „Katholischer Oberstiftungsrat“, war teils dem badischen Staat, teils dem Erzbischof unterstellt und residierte in Karlsruhe.

In dieser Behörde ereignete sich einst ein so erschrecklicher Vorfall, dass er an dieser Stelle unbedingt erzählt zu werden verdient, auch wenn er nur mittelbar zur „Sittengeschichte“ des Ordinariats gehört. Schon der Titel der über diesen in die Jahre 1894 und 1895 zu datierenden Fall angelegten Akte verheißt nichts Gutes, lautet er doch folgendermaßen: *„Dienstpolizeiliche Untersuchung wegen Beteiligung von Beamten des kath. Oberstiftungsraths an den von sozialdemokratischer Seite gegen diese Behörde gerichteten Angriffen“*. Stellte im wilhelminischen Deutschland jeder Angriff auf eine Behörde bereits einen geradezu umstürzlerischen Akt dar, so wurde die Verabscheuungswürdigkeit solch einer Tat dadurch weiter auf die Spitze getrieben, dass sie von Seiten der im Ansehen nicht weit vom Leibhaftigen entfernten Sozialdemokratie kam. Endgültig ins Bodenlose gesteigert wurde die Sache schließlich dadurch, dass hinter dem Ganzen offenkundig Beamte der angegriffenen Behörde steckten. Doch genug der Vorrede – was also ist geschehen?

Am 26. November 1894 teilte das Erz. Ordinariat dem Kath. Oberstiftungsrat mit, dass ihm anonym ein Exemplar der sozialdemokratischen, in Offenburg erscheinenden Zeitung „Volksfreund“, Ausgabe vom 23. November 1894, zugesandt worden sei, in der ein unfreundlicher Artikel über den Oberstiftungsrat abgedruckt war. *„Es dürfte sich wohl empfehlen“*, so das EO, *„auf gerichtlichem Wege gegen diese böswilligen Angriffe vorzu-*

gehen, wobei sich vielleicht Anhaltspunkte dafür ergäben, von wessen Seite jetzt wiederholt einer geordneten Beschwerdeführung der Appell an die Sozialdemokratie (...) vorgezogen worden ist“.

In diesem Artikel, der vordergründig der parteipolitischen Auseinandersetzung zwischen der katholischen Zentrumspartei und den Sozialdemokraten diene, wurde die „*schwarze, von christlicher Nächstenliebe triefende Partei*“, die nach eigener Einschätzung allein „*berufen und im Stande sei, das soziale Uebel an der Wurzel zu erfassen*“, aufgefordert, doch einmal die Zustände beim Katholischen Oberstiftungsrat zu untersuchen, da bei dieser „*ihr nahestehenden Behörde das Programm des Zentrums keine Anwendung gefunden*“ habe: „*Die Beförderung der mittleren und unteren Beamten beim katholischen Oberstiftungsrath geht sehr langsam vorwärts, und durchschnittlich kommen diese Beamten bei dem geringen Abgang an Beamten und den wenigen Stellen etwa 6 Jahre später an die Reihe, als ihre Kollegen bei der Staatsverwaltung. Diese Verzögerung bezüglich der Beförderung genügt aber noch nicht, man besetzt erledigte Stellen erst nach Jahresfrist oder schiebt die Besetzung nach Belieben hinaus, und die Beamten müssen die Beförderung förmlich erkämpfen.*“ Dies lege die Frage nahe, ob denn der Oberstiftungsrat mit den „*etatmäßigen Stellen*“ und den vom Staat bereitgestellten Finanzmitteln machen könne, was er wolle, und ob die katholische Religion etwa lehre, „*dass man seinem Nebenmenschen das vorenthält, was ihm mit Fug und Recht gebührt*“?

Eigentlich, so sollte man meinen, hätte das Ordinariat diesen Artikel gar nicht weiter beachten sollen, sondern ihn als das verstehen, was er war: pure parteipolitische Polemik. Allerdings stand dieser Zeitungsbeitrag nicht allein, denn ganz ähnliche Vorwürfe hatte einige Zeit zuvor schon ein sozialdemokratischer Abgeordneter im Badischen Landtag erhoben. Zudem richtete sich der Angriff natürlich nicht nur gegen den Oberstiftungsrat und die Zentrumspartei, sondern gegen die katholische Kirche insgesamt. Und schließlich musste man aufgrund der darin enthaltenen Insiderinformationen davon ausgehen, dass Menschen, die eigentlich zum Dienst an der Kirche verpflichtet waren, aus niederen Beweggründen den weltanschaulichen Erzfeind munitioniert hatten.

Dieser Verdacht wurde wenige Tage darauf verstärkt, denn der „*Volksfreund*“ legte am 2. Dezember 1894 noch einmal nach: „*Es gibt wohl in Karlsruhe kaum eine Oberbehörde, die ihre Untergebenen in so schlechten Arbeitsräumen untergebracht hat, als wie der Oberstiftungsrath. Der Zustand der Bureauzimmer im 3. Stock lässt besonders viel zu wünschen*

übrig. Es gibt dort drei Zimmer, in welchen die Revisionsbeamten, wenn sie auf die Karl-Friedrichstraße sehen wollen, sich auf den Bauch legen und den Kopf zu einem Loch von Fenster, das lebhaft an das Flugloch eines Taubenschlags erinnert, hinausstrecken müssen. Spärliches, bei trüber Witterung und im Winter ungenügendes Licht erhalten die betr. Beamten vom Hausgang gegen den Hof, und viele Bekannte und Besucher der Beamten im 3. Stock haben sich schon öfters gewundert, dass in der Residenzstadt solche sanitätspolizeiwidrigen Löcher als Bureaux benützt werden. Zwei, unter Umständen alle drei Zimmer oben beschriebener Beschaffenheit könnten geräumt werden, wenn der Herr Präsident das helle, geräumige Zimmer gegen den Schloßplatz, welches früher der Revision zur Verfügung stand, nicht als Privatwohnung für sich in Anspruch genommen hätte. Ist das Oberstiftungsrathsgebäude in erster Reihe für die Beamten oder für die Dienstwohnung des Präsidenten bestimmt?“

Schon vor diesem „Nachschlag“ hatten die bürokratischen Mühlen bei Staat und Kirche zu mahlen begonnen, aber nicht etwa, wie man vielleicht erwarten würde, schön langsam, sondern mit nachgerade aberwitziger Geschwindigkeit. Die Sache war so rasch vom Oberstiftungsrat an das vorgesezte Badische Justiz-, Kultus- und Unterrichtsministerium weitergeleitet worden, dass dieses bereits am 3. Dezember 1894 eine disziplinarische Untersuchung des Vorgangs eingeleitet und mit Oberstiftungsrat Rudolf Fetzer einen Kommissar benannt hatte. Am 6. Dezember hatte das Ordinariat zugestimmt, und nur knapp zwei weitere Wochen später, am 19. Dezember 1894, begannen die „dienstpolizeilichen“ Verhöre. Die Befragungen von insgesamt mehr als 20 Oberrechnungsräten, Rechnungsräten, Revisoren, Registratoren, Revidenten und weiteren Mitarbeitern des Kath. Oberstiftungsrats zogen sich, unterbrochen durch die weihnachtlichen Festtage, bis zum 5. Januar 1895 hin, wobei mehrere der Probanden wiederholt vernommen wurden.

Damit nicht genug: Weil die Befragungen offenbar kein verwertbares Ergebnis geliefert hatten, wurden weitere Behörden gebeten, Personen zu vernehmen, die früher einmal beim Kath. Oberstiftungsrat oder dessen nachgeordneten Einrichtungen beschäftigt gewesen waren. Dazu gehörten die Pfälzer Katholische Kirchenschaffnei Heidelberg ebenso wie die Bezirksämter Konstanz und Heidelberg, und darüber hinaus wurde sogar noch ein „Polizeikommissär“ mit einer „*streng vertraulichen Erhebung nach mündlicher Instruction*“ betraut. Die Vernehmungsprotokolle und Stellungnahmen summierten sich letztlich auf mehr als 50 Seiten, und am 14. Februar 1895 konnte Oberstiftungsrat Fetzer schließlich dem Kath. Oberstiftungsrat seinen offiziellen Untersuchungsbericht vorlegen.

Die eingehenden Befragungen und Untersuchungen, so Rudolf Fetzter – der es später noch bis zum Präsidenten des Oberstiftungsrates bringen sollte! –, hätten den Eindruck entstehen lassen, dass von einigen ganz bestimmten Diensträumen aus „*die Beschwerden über mancherlei Verhältnisse beim Oberstiftungsrath ihren Weg in die Oeffentlichkeit genommen haben dürften*“. Freilich musste Fetzter diese Vermutung, die den Kreis der möglichen Übeltäter auf wenige Personen eingeschränkt hätte, selbst sogleich wieder stark relativieren und zugestehen, dass er keineswegs den konkreten Verdacht aussprechen oder gar begründen könne, „*dass einer der in diesen Räumen arbeitenden Revisionsbeamten selbst den sozialdemokratischen Abgeordneten oder die sozialdemokratische Presse mit der Beschwerdeschrift bzw. mit einem Artikel bedacht habe*“. Es sei ebenso denkbar, dass „*in diesen Diensträumen (...) das Material gesammelt worden*“ sei, „*das dann etwa ein Dritter – möglicherweise gegen die Absicht der betreffenden Beamten – zu der Beschwerdeschrift (...) und zu dem Artikel im ‚Volksfreund‘ verarbeitet*“ habe.

Freilich, so Fetzers Bericht weiter, ließen die in den diversen Artikeln im „Volksfreund“ aufscheinenden Detailkenntnisse kaum Zweifel daran zu, „*dass die Redaktion des Blattes oder der betreffende Artikelschreiber einen Beamten des Oberstiftungsrathes an der Hand haben müsse*“. Bedauerlicherweise, so Fetzers Fazit, „*war die Person dieses Beamten nicht bestimmt zu ermitteln*“. Ein paar Verdächtige hatte man sehr wohl, doch beweisen konnte man nichts – im Gegenteil: Es gab sogar eine ganze Reihe von Indizien dafür, dass die wirklichen Urheber der Affäre an anderer Stelle im Oberstiftungsrat saßen und durch die gezielten Indiskretionen einzelne missliebige Kollegen in die Bredouille bringen wollten.

Letztlich ging die Sache aus wie das Hornberger Schießen: Das ursprünglich erwogene förmliche Disziplinarverfahren wurde gar nicht erst aufgenommen, da es keinen Verdächtigen gab, gegen den es sich hätte richten können. Zweierlei immerhin war erreicht worden: Zum einen war, wenn es dessen überhaupt bedurfte, der Nachweis geführt, dass es auch in einer staatlich-kirchlichen Behörde ganz gewaltig „menscheln“ kann, und zum anderen war das gelungen, was der „Badische Beobachter“, die Zeitung der Zentrumspartei, schon ganz zu Anfang der Affäre den Sozialdemokraten als eigentliches Ziel unterstellt hatte, nämlich „*Haß und Unzufriedenheit zu erregen*“.

Leitungswechsel im Erzbischöflichen Offizialat

Interview mit Michael Hauser und Stephan Burger

Seit 01.09.2007 ist Stephan Burger neuer Offizial des Metropolitengerichts der Erzdiözese Freiburg. Er ist Nachfolger von Michael Hauser, der auf eigenen Wunsch in die Pfarrseelsorge wechselte und jetzt Münsterpfarrer und Leiter der Seelsorgeeinheit Radolfzell St. Radoltus ist. Immer dienstags kann man Michael Hauser im Erzb. Ordinariat begegnen, weil er weiterhin nebenberuflich als Diözesanrichter tätig ist.

Anlässlich des Leitungswechsels im Offizialat nutzten Inge Dietlicher und Martin Müller die Gelegenheit, die beiden Experten im Kirchenrecht über ihre Erfahrungen mit Eheleuten als Seelsorger wie auch als Leiter des Kirchengengerichts zu interviewen.

Herr Hauser, nun sind Sie wieder in den Pfarrdienst zurückgekehrt. In Radolfzell am Bodensee leiten Sie eine große Seelsorgeeinheit mit 6 Pfarreien. Gleichzeitig sind Sie Diözesanrichter am Erzbischöflichen Offizialat. Wie lässt sich das vereinbaren?



Ich war mit Leib und Seele Pfarrer, und ich freue mich, jetzt auch wieder als Pfarrer tätig zu sein. In den ersten Wochen habe ich schon gemerkt, wie mich das erfüllt. Ich habe aber in den Jahren, in denen ich mit Kirchenrecht zu tun hatte und seit meinem Aufbaustudium 1998 immer wieder auch gerne das Kirchenrecht „betrieben“ und mich mit kirchenrechtlichen Fragen

beschäftigt. Es kommt mir jetzt insofern entgegen, dass ich meinen Schwerpunkt in der Pfarrseelsorge haben darf, aber einen Tag in der Woche kirchenrechtlich „hineinschnuppere“ und hier etwas im Offizialat „wildere“. Der eine Tag in der Woche ist auch insofern ganz sinnvoll, da ich mir wirklich die Zeit für einen Fall nehmen kann, den ich in der Pfarrei nicht hätte. Es ist mehr als ein „freier“ Tag von der Seelsorge, den ich hier verbringe.

Herr Burger, nachdem Sie mehrere Jahre Pfarrer in St. Leon-Rot waren, sind Sie nach einem kirchenrechtlichen Aufbaustudium nun Offizial und damit Leiter des Freiburger Metropolitengerichtes. Sie bleiben

weiterhin im Pfarrhaus der kleinen Pfarrei Vogtsburg-Burkheim wohnen und helfen im Kaiserstühler Raum in der Seelsorge bei Bedarf aus. Doch in erster Linie sind Sie Leiter des Offizialates. Was reizt Sie an dieser neuen Aufgabe?



Zum einen: Das Offizialat ist eine Form der „Sonderseelsorge“. Wir haben es hier mit Leuten zu tun, die im Konflikt stehen, die Konflikte schon hinter sich gebracht haben, die eine neue Orientierung suchen bzw. die ihr Leben neu ordnen wollen, und dabei kann ich mit der Wahrnehmung dieser Aufgabe als Offizial ihnen eine gewisse „Hilfestellung“ geben. Ob das immer gelingt und ob ich dem immer gerecht werde, steht auf einem ganz anderen Blatt.

Zum anderen komme ich hier im Haus auch mit den verschiedenen Abteilungen bzw. kirchlichen Bereichen in Kontakt, nicht zu vergessen die Kontakte, die sich über die Diözese hinaus ergeben. Das weitet den Blick und man weiß, dass man nicht allein die Probleme der Welt lösen kann und lösen muss.

Es ist bekannt, dass immer weniger und oft später kirchlich geheiratet wird. Manche Paare heiraten erst, wenn ein Kind kommt und feiern gleich die Taufe des Kindes mit. Was hindert junge Menschen daran kirchlich zu heiraten?

Hauser: Die Antwort darauf kann keine kirchenrechtliche sein, sondern eine aus der Erfahrung des Seelsorgers. Es sind vor allem zwei Aspekte, die nicht einmal kirchlicher Natur sind.

Das eine ist wohl, dass wir eine viel längere Zeitdauer der Ausbildung haben als es früher der Fall war und viele erst eine Familie gründen wollen, wenn sie die Ausbildung abgeschlossen haben. Wobei dann oft eine Phase des Lebens erreicht ist, wo es biologisch schon schwierig wird, an Kinder zu denken.

Das zweite ist, dass heute in unserer Gesellschaft, wo stärker auf Emotionalität geachtet wird, eine starke Bindungs- bzw. Entscheidungsangst vor dauerhaften Entscheidungen besteht. Das was früher viel unverbrüchlicher war, z.B. eine Entscheidung für eine Lebensform, einen Beruf oder einen Wohnort ist ins Wanken geraten. Die Leute müssen viel mobiler und flexibler sein, und es wirkt sich in der Frage aus, dass man sich sagt, ich

kann mir vorstellen, ein paar Jahre mit einem Partner zusammen zu leben, aber ich kann mir nicht vorstellen, das „Ja“ für eine lebenslange Entscheidung auszusprechen. Meines Erachtens merken wir die Auswirkung auch bei Priester- und Ordensberufen, wo es auch um eine lebenslange Entscheidung geht, wo junge Leute nicht in der Lage sind, diese Entscheidung zu treffen.

Im Grunde schlägt der Vorschlag von Frau Pauly, genau in diese Kerbe, weil sie sagt, nach sieben Jahren hat sich die Ehe erledigt. Mit diesen sieben Jahren könnte man natürlich auch auf den zeitgeschichtlichen Zug aufspringen. Wir als Kirche haben eine andere Botschaft und der bleiben wir treu, auch wenn es im Moment jetzt schwerer in die Zeit passt.

Sie beide haben schon einige Paare auf die Ehe vorbereitet und die Trauung geleitet. Gibt es Paare, die sich bei Eheproblemen an Ihren Traupfarrer oder an einen Seelsorger wenden oder bekommt man das erst mit, wenn es zu spät ist?

Burger: Das ist sehr unterschiedlich zu sehen. Von meiner Erfahrung her, gibt es Leute, die wählen, wenn Probleme entstehen, den Seelsorger, den sie kennen, bei dem sie auch geheiratet haben und dem sie auch ihr Vertrauen schenken. Andere sagen: „Der hat uns getraut, der hat uns vorbereitet, jetzt will ich mich dem nicht offenbaren mit meiner Problematik, ich suche mir jemanden neutralen, jemand, der mich nicht so kennt.“ Ich denke, da gibt es die ganze Bandbreite, querbeet. Und dass eine neutrale Person, ohne Kenntnis der Vorgeschichte, auch manches anders betrachten kann, steht meines Erachtens auch außer Frage. Hier hat die eine wie die andere Sichtweise ihre Berechtigung. Wenn die Betroffenen mit uns im Offizialat Kontakt aufnehmen, ist eine Beziehung jedenfalls schon in die Brüche gegangen.

Aber es gibt doch noch Paare, die sich an ihren Pfarrer wenden?

Hauser: Ja, sicherlich nicht die Mehrheit, aber es gibt Paare, gerade die sehr mit der Pfarrei verbunden sind oder zu denen man auch persönlichen Kontakt hat. Das Hauptproblem fängt schon eine Stufe vorher an, ja ich glaube, dass es den Paaren sehr oft gar nicht bewusst ist, dass die Ehe in der Krise ist; bis das Paar selbst merkt, dass etwas nicht stimmt, vergeht oft eine gewisse Zeit und dann sind sie oft mal noch der Meinung, nach außen hin die Fassade wahren zu müssen – wir gehören zusammen, damit es niemand merkt und dann ist die Frage, ob das Vertrauen zum Seelsorger so da ist, wenn ich dann merke, ich/ wir brauchen Hilfe. Dass sie dann zum Pfarrer kommen, das ist vielfach der Fall. Manche, die es redlich

meinen, gehen zu einer Eheberatung der Kirche. Doch dieser Schritt wird viel zu oft gar nicht gemacht. Kommt eine Ehe in die Krise, dann schwelt das so vor sich hin. In dem Moment, wo es das Paar selbst merkt, ist es eigentlich schon zu spät, weil einer der Partner schon kein Interesse mehr hat – „ich gebe auf“. Und das ist vielfach dann das Problem.

Was ist aus Ihrer Erfahrung der Hauptgrund für das Scheitern einer Ehe?

Burger: Zum einen ist es wohl der Unterschied in den Lebensentwürfen. Ich frage mich auch immer, in wie weit kennen sich die Partner wirklich. Was mich immer wieder verwundert, ist, dass trotz eines jahrelangen vorehelichen Zusammenseins auf einmal Dinge am Partner entdeckt werden, die den anderen dann stören. Oder es tauchen Schwierigkeiten auf, die man nicht bemerkt oder vielleicht auch bewusst verdrängt hatte. Es stellt sich da schon die Frage, in wie weit ich bereit bin, mich auf den anderen einzulassen. Diese Frage stellt sich bei sehr vielen Beziehungsproblemen. Kann ich den anderen wirklich so annehmen, wie er ist und in wie weit bin ich auch bereit, mit ihm den Weg zu gehen. Sehe ich im Partner auch die Stütze und Hilfe auf meinem eigenen Weg und bin ich auch bereit ihm die Hilfe und Stütze zu geben, die er zu seiner Lebensverwirklichung braucht? Also da gibt es innerhalb der Beziehung Klärungsbedarf. Wer sich auf diesen Prozess nicht einlassen will, darf sich nicht wundern, wenn's kracht.



Hauser: Ich glaube, es ist sicher auch eine Frage für ein Paar, was für ein „Ehebild“ haben wir. Ich glaube, dass die Hemmschwelle, auseinander zu gehen und die Scheidung als Weg zu wählen und eine neue Partnerschaft einzu-gehen, bei einem praktizierenden Christen höher ist als bei jemand, der das nicht ist, weil dann auch eine Verantwortung da ist, wenn ich glaube, was Gott verbunden hat, das darf der Mensch nicht trennen. Das kann auch eine Kraftquelle sein in der Zeit, in der man sich vielleicht auch voneinander entfremdet hat. Und das muss man einfach wahrnehmen im Vergleich zu früheren Zeiten, dass die gesellschaftliche Hemmschwelle einfach nicht mehr da ist. Es ist völlig normal geworden, das führen uns die Fernsehsender vor, wenn man an die Prominenten denkt, die Politiker, es ist doch inzwischen ganz egal, man merkt, das ist was ganz Normales – es ist fast schon abnormal, wenn jemand an einer Ehe noch festhält, da, wo sie schwierig wird oder da, wo sie keine momentane Glückserfüllung bereitet. Das ist auch etwas, was sich verändert hat, was auch von der Einstellung abhängt. Als Kirchenrechtler muss ich aber noch dazu sagen, gehört die Frage eigentlich nicht zu uns, wir sind ja keine Eheberatung, und wir fragen eigentlich nicht, was führt zum Scheitern einer Ehe, sondern wir legen unsern Fokus auf den Anfang, auf den Eheschließungszeitpunkt und fragen da dann nach einer Ehe aus Sicht der Kirche. Also, das ist auch noch mal ein gewisse Verschiebung, die wir vornehmen müssen.

In der Kath. Kirche ist die Ehe ein Sakrament. Eine gültig geschlossene und vollzogene Ehe ist unauflöslich. Ist sie gescheitert und zivilrechtlich geschieden, wollen manche erneut heiraten, natürlich auch kirchlich. Ob eine kirchliche Ehe für nichtig erklärt werden kann, prüft das Offizialat, dessen Leiter Sie sind und waren. Wie ist es, wenn man als Seelsorger mit einer gescheiterten Ehe konfrontiert wird und dann als Richter ein Urteil sprechen soll? Gibt es da Gewissenskonflikte?

Burger: Wenn sich feststellen bzw. beweisen lässt, dass das Eheband nie gültig zustande kam, dann kann man sagen: „Ja gut, wo nichts ist, muss ich auch nichts festhalten“. Da stehe ich in diesem Gewissenskonflikt nicht. Problematisch wird's dann wohl eher in dem Bereich, wenn ich aufgrund dessen, was ich erfahren habe, persönlich zur Überzeugung komme, dass die Ehe nichtig ist, ich es aber nach außen hin nicht beweisen kann. Hier kann und darf ich ja niemand beipflichten, der kirchlichen Ordnung entgegen zu handeln.

Können Sie uns ein Beispiel nennen, wie ein Eheband nicht zustande kommt?

Hauser: Nach meiner Einschätzung gibt es drei große Gruppen von Klagegründen bei uns am Offizialat, die man in den Blick nehmen muss, damit man weiß, wann ist ein Eheband gültig oder nicht. Das erste wäre eine Frage des **Ehewillens**, dass eben einer der beiden Partner ein für die Kirche wichtiges Wesenselement oder eine Eigenschaft der Ehe für sich selber ausgeschlossen hat, z.B. die Unauflösbarkeit der Ehe oder die Nachkommenschaft oder die Treue oder das Wohl des eigenen Partners. Das zweite Feld wären Fragen der **Freiheit** zum Zeitpunkt der Eheschließung, dass jemand innerlich oder äußerlich unfrei war bei seinem Eheentschluss, und das dritte Feld - bei zunehmender Zahl an Fällen an den Diözesan-Gerichten in Deutschland - sind die **psychische Eheschließungs- oder Eheführungsfähigkeit**. Das sind so die drei großen Felder, in denen sich unseren Klagen so abspielen, und von daher muss man natürlich auch sehen, wie ist es, wie kam das Band zustande und wie ist eine eventuelle Ehenichtigkeit beweisbar? Der Richter muss also nicht das Eheband verteidigen, dafür gibt es eine eigene Institution, den Ehebandverteiger (z.B. Herr Kling) – dieser hat all das ins Feld zu führen, was für den Bestand der Ehe spricht. Das ist oftmals schwierig für die Parteien, für die die Ehe gescheitert ist, und auf einmal kommt da einer, der alles auflistet, was für die Ehe spricht. Das ist manchmal für sie nicht nachvollziehbar. Er spricht kein Urteil, sondern nimmt die Aufgabe wahr, weil für uns die Ehe ein großes Gut ist, das geschützt werden muss, aufzuzeigen, was für die Gültigkeit spricht, damit die Richter dann aufgrund dieser Aussagen abwägen können, ob man von einer Nichtigkeit der Ehe ausgehen muss oder nicht. Die Richter haben dann eher den Gewissenskonflikt, dass sie dann jemand begleitet haben, dessen Verfahren an Beweisschwierigkeiten leidet oder dass sich die beiden Partner dann widerstreiten im Verfahren, d.h. dass der eine Partner für die Gültigkeit der Ehe war und der andere dagegen. Man merkt dann sofort, dass man durch ein solches Verfahren Unfrieden in eine Familie hineinbringt. Das sind eher solche Gewissenskonflikte, die dem Seelsorger – der wir auch sind – zu schaffen machen. Für den Richter ist es auch noch insofern erleichternd, dass immer drei Richter im Verfahren beteiligt sind und das Urteil ein Mehrheitsbeschluss ist. Das nimmt den Druck weg, wenn man sagen kann, der Kollege stimmt einem zu, er sieht es genauso.

Es kann aber auch ein Ehenichtigkeitsverfahren von Amts wegen eingeleitet werden, wenn z.B. eine gefälschte Taufurkunde eingereicht wird oder ein Partner schon gültig verheiratet war.

Wer sich ans Offizialat wendet, hat ein schweres Schicksal in der Ehe hinter sich. Manchen muss erklärt werden, dass die Ehe vollgültig ist und keine zweite Eheschließung ohne Sanktionen der Kirche möglich ist. Wie reagieren diese Menschen darauf?

Burger: Auch hier gibt es unterschiedliche Reaktionen. Diejenigen, die von der Kirche oder sagen wir vom kirchlichen Eheverständnis weit weg sind, können natürlich am wenigsten nachvollziehen, warum das bei der neuen Partnerschaft mit der kirchlichen Trauung nicht mehr klappen soll. Der Vorwurf der Hartherzigkeit der Kirche schwingt hier gerne mit, die sich ja nur dem neuen Glück von Menschen in den Weg stellen würde, so wird argumentiert. In dieser Situation um Verständnis für die kirchliche Position zu bitten, ist ein schwieriges Unterfangen.

Im Vorfeld eines Ehenichtigkeitsverfahrens versuchen wir im Rahmen eines Beratungsgespräches überhaupt die Chancen auszuloten, ohne falsche Hoffnung zu wecken. Und dass nicht jedes Beratungsgespräch zum Verfahren führt, belegen schon allein die Zahlen. Derzeit werden in unserer Diözese ca. 150 Beratungsgespräche im Jahr geführt, von denen ungefähr ein Drittel in einen Prozess I. Instanz münden. Bei ca. 75 Prozent dieser Prozesse kann dann die Nichtigkeit festgestellt werden. Insofern sind die Beratungsgespräche eine sinnvolle Einrichtung, um die Tätigkeit des Offizialates in seiner knappen Personalbemessung nicht mit von vorneherein aussichtslosen Fällen unnötig zu erschweren. Dass diejenigen enttäuscht sind, die nicht zu diesen 75 Prozent gehören, versteht sich von selbst.

Als Pfarrer werden Sie nun vor Ort mit den Problemen wiederverheirateter Geschiedener konfrontiert. Wie gehen Sie als Seelsorger mit diesem pastoralen Problem um?

Hauser: Es ist mir wichtig, den Betroffenen zu zeigen, dass sie nach wie vor zur Kirche gehören, dass sie Glieder dieser Kirche bleiben und trotz eingeschränkter Rechte nichts an ihrer Würde einbüßen. Vor allem sind die Möglichkeiten zu nutzen, die die Kirche als Hilfestellung zur Bewältigung dieser Situation anbieten kann. Hier kommen dann die Ehenichtigkeits-Verfahren in den Blick.

Hat man als Offizial oder Diözesanrichter und Pfarrer noch Zeit für sich?

Burger: Um die Aufgabe als Pfarrer oder Offizial wahrnehmen zu können, muss für uns als Priester klar sein, in wessen Auftrag und Dienst wir letztendlich stehen und woher wir die Kraft und Ausdauer dafür nehmen.

Insofern sind Gebet, Schriftlesung und die tägliche Eucharistiefeier für mich unabdingbare Voraussetzungen. Dass es darüber hinaus auch familiäre und freundschaftliche Kontakte gibt, die gepflegt sein wollen, und die eine oder andere Freizeitaktivität, gehört für mich ebenfalls dazu. Wenn wir - in Anlehnung an einen Vers von Eugen Roth – so in unseren Aufgaben aufgehen, dass wir beginnen, darin unterzugehen, läuft etwas schief. Soweit sollte es nicht kommen.

Hinweis: Das Erzb. Officialat wurde bereits im Dialog 1/2005 vorgestellt. Weiteres dazu ist auf der Homepage zu finden, wo es Informationen zum kirchlichen Eherecht, insbesondere zur sog. Nichtigkeitserklärung gibt. Eine persönliche Vorstellung von Stephan Burger finden Sie hinten im Heft. Was noch zu bemerken ist: Es gibt noch einen Vizeofficial, Herrn Thorsten Weil, der den Official vertritt. Er ist jeweils mit einer halben Stelle Vizeofficial und Pfarrer sowie Leiter der Seelsorgeeinheit Sasbach a.K..



Unser Team hat bei der 17. Deutschen Fußballmeisterschaft der Diözesen am 9. Juni 2007 in Eichstätt den 6. Platz (16 Mannschaften) erreicht.

Die DIALOG-Redaktion gratuliert unseren Sportlern.

Ein Grund, sich zu freuen

Seit dem 1. August 2007 sind die MitarbeiterInnen im Erzb. Ordinariat vor den Gefahren des Passivrauchens geschützt. Die Ermutigung zu diesem Schritt gab der Gesetzgeber, und wir können uns inzwischen über ein rauchfreies Ordinariat freuen.

Wenn jemand eine Zigarette anzündet, entsteht an der Spitze dieser Zigarette eine Temperatur von über 900°, und der Raucher atmet über 4000 Chemikalien ein, viele davon von der Weltgesundheitsorganisation als krebserregend eingestuft. Der Rauch, der aus einer brennenden Zigarette nach zwei Zügen entweicht und vom unfreiwilligen Passivraucher eingeatmet wird, ist aufgrund der niedrigeren Temperatur noch giftiger, weil der Anteil an Chemikalien wie Formaldehyd, Blausäure oder Benzol wesentlich höher ist. Der kleinere, scharfe Feinstaub im so genannten Nebenstromrauch, der von Passivrauchern eingeatmet wird, sorgt dafür, dass die Gifte noch tiefer in die Lungen transportiert werden als bei Aktivrauchern.

Tabakrauch wird von der *International Agency for Research on Cancer* der Weltgesundheitsorganisation (WHO) als Karzinogen der Gruppe 1 eingestuft. In diese Gruppe werden Stoffe eingestuft, die schon in kleinsten Mengen krebserregend sind.

Zigarettenrauch ist daher keine Belästigung, die der höfliche und tolerante Mensch ertragen soll, sondern Zigarettenrauch in der Luft bedeutet Gesundheits-, wenn nicht sogar Lebensgefährdung. Es hat sehr lange gedauert, bis diese Einsicht sich in Deutschland durchgesetzt hat. Viel zu lang hat eine Verleugnung und Verharmlosung der Gefahren des Passivrauchens einen effektiven Schutz der Nichtraucher verhindert. Es gab die Haltung, Nichtraucher und Raucher sollten sich kompromissbereit zeigen. Man hat den Wunsch der Raucher, ihrer Sucht nachzugeben, gleich gesetzt mit dem Wunsch der Nichtraucher, nicht an Lungenkrebs zu erkranken. Leider handelt es sich nicht einmal nur um Lungenkrebs, den die Nichtraucher bekommen, sondern Passivrauch verursacht auch Herzerkrankungen, Asthma, Bronchitis und Lungenentzündung.

Jetzt aber gibt es ein eindeutiges Rauchverbot in allen Diensträumen und Fluren des Erzbischoflichen Ordinariats, besser spät als nie. Schade, dass erst eine Arbeitsstättenverordnung kommen musste! Aber immerhin hat die Gesundheit der MitarbeiterInnen im Erzb. Ordinariat endlich klare Priorität.

Mary Jo Rabe



Dia-kon

Gespräch mit Herrn Domkapitular Dr. Eugen Maier

Nach einem kurzen Spaziergang in die benachbarten Räume der Revision, fand sich eine recht große Runde an interessierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern wieder, um das DIA-KON Gespräch mit Herrn Domkapitular Dr. Maier zu verfolgen.

Herr Behringer begrüßte Herrn Domkapitular Dr. Maier und bat ihn, einen kurzen Einblick in seine Vergangenheit zu geben und uns zu erzählen, wie er seinen Weg zum Priestertum gefunden habe.

Herr DK Dr. Maier wurde während des Zweiten Weltkrieges 1944 in Oppenau/ Mittelbaden als Ältester von acht Geschwistern und Sohn eines Malers geboren. Herr Dr. Maier berichtete, dass bei seiner Familie Tod und Leben immer sehr eng zusammen waren. So sei eine sehr prägende Erinnerung der Tod seiner Schwester gewesen. Sie starb nur neun Monate nach der Geburt. Es war eine schwierige Zeit, da seine Mutter bereits wieder schwanger war und der Vater im Krieg vermisst wurde.

Obwohl er noch ein kleiner Junge war, spürte er eine tiefe Verbundenheit zu seiner verstorbenen Schwester. Er besuchte ihr Grab regelmäßig. Es wühlte ihn sehr auf, als eines Tages das Grab nicht mehr da war. Diese Geschichte machte ihn nachdenklich und er begann, das alles zu hinterfragen. Heute denkt er, dass dieses Erlebnis ihn in Richtung Theologie gezogen hat.

Herr Dr. Maier besuchte das Gymnasium in Rastatt und kam dann in das Erzbischöfliche Internat Studienheim St. Georg. Damals war das Ziel dieses Internats hauptsächlich, Priester auszubilden. Die Zwänge und Erwartungen des Internats waren damals sehr hoch, jedoch wurde von seinen Eltern und Geschwistern kein Druck auf ihn ausgeübt.

Im Jahr 1960 kam ein neuer Leiter ins Haus. Von den ersten Jahren stark geprägt auf den Priesterberuf, folgten nun die letzten mit neuen Zielsetzungen. Nun konnte er sich als „mündiger Christ“ bezeichnen. Es war nun seine freie Entscheidung, Priester zu werden. Sein Theologiestudium, welches ihn nach Freiburg und Bonn führte, begann er 1964.

Er wurde Repetitor im Collegium Borromaeum und kam schließlich 1990 nach dem Ausscheiden von Herrn Josef Sauer ins Ordinariat. Sechs Jahre war er als Studentenpfarrer tätig. Sein Werdegang stand stets im Dienst der Ausbildung. Besonders die Erwachsenenbildung sei ihm schon immer sehr wichtig gewesen. Nachdem immer mehr pastorale Berufe dazu kamen (z. B. ständige Diakone, Pastoralassistenten oder ehrenamtliche Helfer) und es hierfür keine Ausbildungsstätte gab, wurde das Institut für Pastorale Bildung als Ausbildungsstätte für kirchliche Berufe gegründet. Hier ist er als Direktor mit dem Thema Weiterbildung befasst. Es werden zusammen mit anderen Mitarbeitern neue Ideen entwickelt und Prozesse angeregt, aus denen neue Ideen entstehen sollen.

Im Laufe des Gesprächs stellte Herr Behringer die Frage, dass „gemunkelt“ würde, es gäbe im Erzbischöflichen Ordinariat Kommunikationsprobleme und was Herr Dr. Maier davon hielte. Herr DK Dr. Maier denkt, dass es als Herausforderung für die Beziehung Chef – Mitarbeiter angesehen werden sollte. Kommunikationsprobleme seien seines Erachtens manchmal schon vorhanden. Aber er ist überzeugt, dass auch die Technisierung, vor allem der Mail-Verkehr viel dazu beigetragen habe. Man würde nicht mehr miteinander sprechen, sondern sich lieber eine E-Mail schreiben. Was er sehr schade findet, da der persönliche Kontakt dadurch völlig verloren geht. Es ist sehr wichtig, dass man sich zuhört und sich auch sieht. Elektronik ist natürlich nicht mehr wegzudenken, aber eine gute Mischung fände er sehr schön.

Wo man nun bei dem Thema Kommunikationsprobleme war, kam nun auch die Frage wie es denn mit der Organisationsuntersuchung aussehe. Da würde man seit langem auf Ergebnisse warten, ob dies auch als Kommunikationsproblem anzusehen sei? Herr DK Dr. Maier erwiderte nur, dass er ja selbst unmittelbar davon betroffen sei und er hoffe, dass die Entscheidungen in kürzester Zeit getroffen werden können. Man würde immer davon ausgehen, dass er als Domkapitular Herr des Geschehens sei, dies sei aber seiner Ansicht nach nicht so. Die Entscheidungen, die anstehen, werden auch seine Arbeit grundsätzlich verändern. Trotz allem glaube er aber daran, dass die Ergebnisse förderlich sein werden.

Zum Schluss kam man noch auf einen sehr heiklen Themenbereich zu sprechen. Der sexuelle Missbrauch durch Priester. Herr DK Dr. Maier sagte, dass die Übergriffe im geringfügigen Bereich liegen. Es ist aber trotz allem ein Vergehen an der Würde und der Freiheit. Heute wird viel schneller angezeigt, was die Zahl der begründeten Anschuldigungen ansteigen ließ, aber auch die der nicht begründeten.

Herr Behringer bedankte sich bei Herrn Domkapitular Dr. Maier für das Gespräch und verabschiedete die Zuhörerschaft.

Es war ein interessantes Gespräch, vor allem auch einmal die persönliche Seite kennen zu lernen.

Jessica Weis

um Humor

*Schenke mir eine gute Verdauung, Herr, und auch etwas zum Verdauen.
Schenke mir Gesundheit des Leibes, mit dem nötigen Sinn dafür,
ihn möglichst gut zu erhalten.*

*Schenke mir eine heilige Seele, Herr, die das im Auge behält,
was gut ist und rein, damit sie im Anblick der Sünde nicht erschrecke,
sondern das Mittel finde, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen.*

*Schenke mir eine Seele, der die Langeweile fremd ist, die kein Murren kennt
und kein Seufzen und Klagen, und lass nicht zu, dass ich mir allzu viel
Sorgen mache um dieses sich breit machende Etwas, das sich „Ich“ nennt.
Herr, schenke mir Sinn für Humor, gib mir die Gnade, einen Scherz zu
verstehen, damit ich ein wenig Glück kenne im Leben und anderen davon
mitteile.*

hl. Thomas Morus



Atem holen bei Gott

Die Franziskanerinnen vom Kloster Sießen laden täglich zum Atemholen bei Gott ins Münster ein. Dort kann für uns ein Raum sein zum Innehalten und Auftanken, ein Raum, um zur Ruhe zu kommen, mitten im Alltag.

Sehnen nicht auch Sie sich manchmal danach, in die heilende Stille vor Gott einzutauchen? Wenn das Gerede und die Forderungen von außen versiegen, entsteht Raum für die tiefe Begegnung mit sich selbst, den großen Lebensfragen und mit Gott.

Rainer Maria Rilke hat diese Sehnsucht nach Stille in seinem Stunden-Buch wunderbar zum Ausdruck gebracht:



Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.
Wenn das Zufällige und Ungefähre
verstummt und das nachbarliche Lachen,
wenn das Geräusch, das meine Sinne machen,
mich nicht so sehr verhinderte am Wachen-:

Dann könnte ich in einem tausendfachen
Gedanken bis an deinen Rand dich denken
und dich besitzen (nur ein Lächeln lang),
um dich an alles Leben zu verschenken
wie einen Dank.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich einen Platz der Stille auf dem „Marktplatz“ Ihres Alltags bewahren; einen Ort, an dem Gott wohnen und zu Ihnen sprechen kann. Es sollte zugleich der Ort sein, an dem wir mit allen, denen wir in der Hast unseres Alltags begegnen, sprechen und ihnen heilende Worte zusagen können.

Ohne diesen Platz der Stille werden wir in kürzester Zeit ins „Trudeln“ kommen, werden hin und her getrieben sein, plan- und ziellos über den „Marktplatz“ unseres Alltags irren.

In der Stille aber kann Gott zu uns kommen und uns in allem, was wir denken, sagen oder tun, freundlich zur Seite stehen.

Wenn es nur einmal so ganz stille wäre ...



Abschied nach 35 Jahren

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter,

mit dem 1. Dezember 2007 begann meine einjährige Freistellungsphase der Altersteilzeit, so dass damit zwar nicht meine Zugehörigkeit zur großen Schar der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber meine aktive Tätigkeit im Erzbischöflichen Ordinariat endet. Diese begann vor 35 Jahren, am 1. Juni 1972, zu einer Zeit also, die für sehr viele weit vor der bewusst erlebten Zeit oder gar vor ihrer Geburt liegt. Ich bin der Redaktion des DIALOG sehr dankbar, dass ich hier die Gelegenheit habe, mich von Ihnen zu verabschieden, da es wohl nicht möglich sein dürfte, dies bei allen persönlich zu tun, und mich zu bedanken für die wohlwollende, sachgerechte, hilfreiche Zusammenarbeit und Unterstützung dort, wo dies von unseren jeweiligen Aufgaben her erforderlich war, aber ebenso für die unzähligen freundlichen, menschlichen Begegnungen und Gespräche bei den verschiedensten Anlässen (auf den Fluren, am Kaffeeautomat, beim Betriebsausflug oder den gemeinsamen Frühstücken vor den hohen Feiertagen u. v. m.).

Gerade solche ungezwungenen Begegnungen, auch wenn sie – der Arbeitszeit wegen! – nur kurz sein konnten, der freundliche Gruß oder ein guter Wunsch für den Tag prägen die Atmosphäre einer Behörde und entscheiden darüber, ob man sich – trotz der vielen Arbeit und des unausbleiblichen Ärgers über manche unliebsame Dinge – wohlfühlen kann.

Die zurückliegenden dreieinhalb Jahrzehnte waren – so darf ich wohl mit allen, die sie vielleicht ganz oder jeweils teilweise miterlebt haben, sagen – spannende, ereignisreiche Jahre, die immer mit Veränderungen verbunden waren, auch in der Struktur des Hauses: Zum Beginn meiner Tätigkeit gab es noch die selbstständige Finanzkammer und noch keine Abteilungen; es gab „fette“ Jahre mit Zuwächsen und „magere“ Jahre mit Einstellungsstopp und zeitweiliger Absenkung der Eingruppierung von neuen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Es gab herausragende Ereignisse und viel „Alltag“. Ich bin sehr dankbar, dass ich in den vergangenen 35 Jahren eine sichere Arbeitsstelle im Erzbischöflichen Ordinariat hatte und mit den mir zur Verfügung stehenden Kräften an dem Auftrag mitwirken durfte, der der Kirche von Freiburg mit ihrer Zentrale im Erzbischöflichen Ordinariat gestellt ist: als Sekretär des damaligen Weihbischofs Dr. Saier, in der Strukturplanung (zweimalige Dekanatsreform u.a.), in der Personalplanung für das Seelsorgepersonal, als Einsatzreferent für die Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten, als Mitglied und Vorsitzender der Mitarbeitervertretung des Hauses (1983 bis 1989) und in manch anderen Aufgaben, die einem in so langer Zeit der Tätigkeit im Erzbischöflichen Ordinariat zuwachsen können.

Ihnen allen spreche ich meinen herzlichen Dank für alles Wohlwollen, für alle förderliche Zusammenarbeit, für alle Zeichen und Gesten des verständnisvollen Miteinanders aus. In besonderer Weise bin ich natürlich denen dankbar, mit denen ich – in der Abteilung V oder anderen Abteilungen – unmittelbar zusammen gearbeitet habe. Dank sage ich auch allen, denen ich Arbeit gemacht habe. In Dankbarkeit behalte ich auch alle jene in Erinnerung, die schon früher aus der aktiven Dienstgemeinschaft ausgeschieden sind oder schon nicht mehr unter uns weilen.

Mit meinem Dank an Sie verbinde ich auch die Bitte um Nachsicht, wenn ich den zurecht an mich gerichteten Erwartungen in der Zusammenarbeit oder in der alltäglichen Begegnung nicht entsprochen habe, und wünsche Ihnen allen persönlich und in Ihrer Tätigkeit im Erzbischöflichen Ordinariat eine gute Zeit und Gottes Segen. Ich freue mich auf weitere Begegnungen im neuen Status.

Ihr Alfons Ehret